

1000 Mt.
en. Der
b erlitt
marbeiter
er zu ge
hne eine
ngen zc.
n. Bon
d, lamen
ges noch
Balde-
was aus-
ommen,
ar. Ein
acht.
rg hat
verstor-
ben sie
üngenfest

er
ter den
eln, an
st, steht
Grenze
g nach
als Be-
heit in
it leider
ert, im
ständig-
stboten
verallik-
at alle
eidenen
riebeng-
aus ge-
Tage
unter-
es An-
eber-
nicht,
geord-
lassen
t alles
n und
a wird
eben-
e, aber
ungen
st es
igende
sich
aber
sufsch-
e Er-
fast
fieber
ringt.
Biele
ellen,
hones
wohl
glück-
elbst-
Balet
n Er-
kom-
lang
der
wie
sie
atten
zur
Es
nter,
ffen-
e-
egen
wid-
nten
als
das
steht
ende
ittel
und
und
ber
nke-
itten
rbs-
lan-
st-
ge-
Das
das
afft

eine große Konkurrenz, erschwert den soliden und tüchtigen Meistern das Geschäft, bringt sich selbst an den Rand des wirtschaftlichen Verderbens und versetzt sich in ein Abhängigkeitsverhältnis, das ungleich drückender erscheint, als das des einfachen Gesellen. Ist ein solcher Geselle nicht besser daran, als ein selbstständiger Meister, der für den jüdischen Confectionär um einen Hungerlohn arbeitet? Mit Recht schrieb neulich eine gewerbliche Fachzeitung: „Der irregeleitete Drang nach Selbstständigkeit verleitet alljährlich Hunderte von Gehilfen, ihre lohnende Arbeit aufzugeben und Meister auf eigne Hand zu werden. Ohne die geringste Aussicht auf eine sichere Existenz schließen sie leichtfertig eine Ehe, mieten irgendwo eine kleine Wohnung mit einem „Laden“ und etablieren sich als Meister in der Hoffnung, die Kunden würden sich schon haufenweise von selbst einfänden. In wenigen Wochen ist das bischen Kapital, die paar Hundert Mark, die der Mann als geschickter Gehilfe, die Frau als fleißige Dienerin oder Arbeiterin zusammengespart hatten, ausgegeben, und nun blickt die hohllängige Noth in die armselige Werkstätte. Die Bestellungen, auf die man so sicher gerechnet hatte, bleiben aus, während die Ansprüche des Lebens sich unerblittlich Tag für Tag mit gleicher Kraft einstellen, ja durch die Wahrscheinlichkeit, daß die Familie bald einen Zuwachs erhalten werde, sich noch vermehren. Was soll nun der „Meister“ machen? Er muß jede Beschäftigung annehmen, auch die elendeste Flickarbeit, er muß Geld und Rohmaterialien borgen, und endlich muß er für den Grobunternehmer arbeiten. Das ist das Bild von vielen Handwerkern.“ Diese Schilderung ist durchaus nicht zu grell. Wer im Geschäftsleben Umschau hält, der wird sagen, daß sie in sehr vielen Fällen der Wahrheit nahekommt, und daß wir in unserer heutigen Zeit der schrankenlosen Gewerbe-freiheit an einer Ueberfüllung aller Geschäftsbranchen und Handelszweige leiden. Da liegt es nun klar auf der Hand, daß viele davon nicht das nöthige Auskommen finden, daß sie in schlechten Verhältnissen sich befinden und als Meister ohne Kunden den gut entlohnten Gesellen beneiden. Ja, wir erleben es nur zu oft, daß solche Meister, die sich nicht behaupten können, selbst wieder zum Gesellenstande zurückkehren und froh sind, als Gehilfen Arbeit und Verdienst zu finden. Sie haben große Enttäuschungen durchmachen müssen, bis sie zur Erkenntniß kamen, daß in der Selbstständigkeit nicht das alleinige Glück des Menschen liegt. Allerdings ist das Streben hiernach wohl-berechtigt und kann an sich nicht getadelt werden, aber man muß dabei auch immer mit seinen Kenntnissen, seinen Mitteln und den bestehenden Verhältnissen rechnen. Man muß die Bürgschaft haben, daß auch wirklich durch die Selbstständigkeit die Lage gebessert und die Bedingungen für ein gesichertes Auskommen gegeben sind. Wo dies fehlt, da wird man besser thun, in der dienenden Stellung zu verbleiben. Wie viele leichtsinnige Ehen werden heutzutage nicht infolge des zu frühzeitigen Etablirens geschlossen und damit für später so viel Jammer geschaffen! Einsichtige Gewerbetreibende werden beipflichten, wenn man auf Grund vieler Erfahrungen aus dem täglichen Leben einen Warnungsruf gegen zu frühzeitiges Etabliren erhebt und im Interesse des Gewerbes wünscht, daß gewisse weise Schranken gezogen und die Erlangung der Selbstständigkeit an vernünftige Bedingungen geknüpft wird.

Vermischte Nachrichten.

— Zur Warnung für Eltern, deren Kinder ohne Aufsicht in Hof und Garten spielen, diene folgender Unglücksfall. In Weinböbla fand vor einigen Tagen ein vierjähriges Kind beim Spielen im Hofe ein Stückchen verrostetes Eisen, durch welches sich dasselbe eine ganz unbedeutende Wunde zuzog. Diese wurde Anfangs nicht weiter beachtet, doch nach kurzer Zeit, nachdem das Kind noch mit verschiedenen Blumen gespielt hatte, trat Blutvergiftung ein und bald waren Hand und Arme angeschwollen. Aerztliche Hilfe wurde nun angenommen, doch ist noch nicht ersichtlich, ob man das Kind am Leben erhalten wird.

— Von einem furchtbaren Geschie ist der im Jahre 1866 in der Schlacht von Königgrätz blindgeschossene, ohnehin schwergeprüfte Invalide ehemalige Landwirth Robert Trend in Schöneberg heim-gesucht worden. Vor Kurzem verstarb nach vierwöchentlichem Krankenlager seine Ehefrau, die ihm in seiner Blindheit eine treue Pflegerin gewesen. Trend war mit derselben bereits verlobt, als er im Jahre 1866 als Unteroffizier zu den Waffen gerufen wurde. Nachdem ihn das entsetzliche Mißgeschick getroffen, durch beide Augen von der Seite einen Schuß zu erhalten und die Kugel diese aus den Augenhöhlen riß, kehrte er nach Magdeburg als Invalide zurück, und hier war es seine Braut Clara geborne Wiegandt, die von dem Entschlus, den blinden Mann zu heirathen, nicht ab-zubringen war. Sie wurde ihm, bis zu ihrem am 10. v. M. erfolgten Tode die treueste Pflegerin. Die Augenhöhlen sind noch nicht geheilt, sie bedürfen noch täglich des Verbandes und der aufmerksamsten Abwartung, wenn sie nicht gänzlich in Eiterung übergehen sollen. Dazu drücken ihn häufig noch pecuniäre Sorgen. Später verzog er zur besseren Pflege seiner

Augen nach Berlin, wo er Aufnahme in der Maison de Santé zu Schöneberg des Geh. Sanitäts-Rath Dr. Levinstein und nach seiner Entlassung eine unentgeltliche Wohnung im Hause des Schulzen Mette fand. Jetzt steht der unglückliche Mann mit zwei noch kleinen Kindern, die der mütterlichen Erziehung bedürfen, allein in der Welt. Jetzt hat nun der bedauernswerthe Mann, der unglücklichste Invalide aus dem österröischen Feldzuge, sein Theuerstes, was er hier auf Erden gehabt, auf dem alten Kirchhof zu Schöneberg zur letzten Ruhe gebettet.

— Auf die Gefährlichkeit der kleinen bunten Luftballons, wie solche bei Jahrmärkten, Vogelschießen zc. als Spielzeug für Kinder gekauft werden, haben wir schon wiederholt hingewiesen, da diese kleinen Luftsegler schon an einer glimmenden Cigarre explodiren und namentlich auch für die Augen verhängnißvoll werden können. Ein Beweis hierfür ward am zweiten Feiertage auf dem Schützenplatz zu Plauen geliefert. Dort trug ein Mann seinen Knaben auf dem Arm, indeß dieser in der Hand einen Luftballon hielt. Der Vater kam mit seiner brennenden Cigarre an den Ballon, welcher explodirte. Dadurch wurden dem Knaben das Gesicht und das Kopfsaar, dem Manne der Bart und die Augenbrauen verbrannt.

— Eine für weitere Kreise interessante Verfügung, betr. die Schreibweise der Marksumme, hat im Einverständnis mit dem Reichschatzamt das Reichspostamt getroffen. Es soll nämlich im amtlichen Geschäftsverkehr der Post- und Telegraphenbehörden das Zeichen „M.“ als Abkürzung für Mark von jetzt ab dem Markbetrage nachgesetzt und die Pfennige nicht mehr durch Decimalstellen der Mark, sondern als Pfennige unter Hinzufügung des Zeichens „Pf.“ besonders ausgedrückt werden, also beispielsweise 22 M. 5 Pf. und nicht 22,05 M.

— Ein Haus für das zwölfte Kind versprach ein Rentier in Bahrenfeld bei Hamburg einem dortigen Eisenbahnangestellten vor mehreren Jahren, als diesem nach und nach eine Anzahl Kinder geboren wurden. Dieses Versprechen wurde bei der Geburt des zehnten und auch des elften Kindes wiederholt und auf wiederholte Anfragen des Eisenbahnbeamten, ob der Rentier denn auch das Versprechen ernst gemeint habe, soll dieser stets erklärt haben, daß er das Versprechen des Hauses ernst genommen und dieses dem glücklichen Vater halten würde, sobald das zwölfte Kind geboren sei. Es ist verschiedentlich über den Fall berichtet worden, auch daß, als das zwölfte Kind anlangte, der Privatier sich geweigert, das Haus zu geben und sein Versprechen als im Scherz erfolgt bezeichnet hat. Der Angestellte klagte und die Civilkammer des Landgerichts entschied nach längerer Zeit und vielen Terminen zu Gunsten des Klägers. Der Beklagte legte beim Oberlandesgericht in Kiel Berufung ein und dieses hat jetzt dahin entschieden, daß, da aus den Verhandlungen und Zeugenvernehmungen das Versprechen als ein ernstgemeintes sich darstelle, dieses als bindend zu bezeichnen und die Berufung abzuweisen, der Vater des zwölften Kindes aber berechtigt sei, sich von den Häusern des Beklagten eins auszuwählen.

— Die Wilden des Kaisers von Oesterreich. Kaiser Franz von Oesterreich bekam von seinem Schwiegersohne, dem Kaiser von Brasilien, zwei Wilde zum Geschenk, welche dem Publikum im Hofgarten gezeigt wurden. Ein General Sch., welcher sich zum Besuche in Wien befand, ging eines Morgens nach dem Postburggarten, um diese Menschen zu sehen. Da er sich nicht zurechtfinden konnte, fragte er einen auf der Erde knienden Mann, der Blumen pflückte, nach dem Aufenthaltsorte der Wilden und drückte dem freundlichen alten Gärtner, ohne ihn weiter anzusehen, einen Zwanziger in die Hand. Auf dem Rückwege aber betrachtete er seinen Wegweiser genauer und erkennt in ihm den — Kaiser Franz. Stotternd suchte er sich zu entschuldigen. „Keine Entschuldigung nöthig, mein lieber General,“ beruhigte ihn der gutmüthige Monarch, „nur den Zwanziger gebe ich Ihnen nicht zurück. Es ist das erste Geld, welches ich für meine Wilden einnehme.“

— Das Pfand der Liebe. Bei dem Kommissar Max R. standen die Bemühungen der Gläubiger mit den Exekutionen auf gleicher Stufe, d. h. sie waren „fruchtlos“. Max hatte bereits auf eigenen Füßen gestanden, aber diese müssen wohl etwas schwächlicher Constitution gewesen sein, denn er gerieth in Konkurs, aus welchem er wegen nicht zu Stande gekommenen Accords in vollständiger Disharmonie mit seinen Gläubigern schied. Dafür schwor er ihnen Rache. „Jetzt giebt es keinen Pfennig“, war sein Lösungswort geworden, unter welchem er den Kampf mit einem ganzen Heer von Gerichtsvollziehern aufnahm. Für letztere war nichts mehr vorhanden, obgleich Max eine einträgliche Stelle inne hatte und außerdem eine sehr schöne goldene Uhr mit dito Kette besaß. Damit stattete er sich freilich nur aus, wenn er mit Marie G. zusammentraf. Sein Herz nämlich hatte nicht bankrott gelitten. Das hatte er völlig intakt aus dem Umsturz in die neuen Verhältnisse hinübergerettet und es der hübschen, blonden, blauäugigen Directrice an einem hiesigen Confectionsgeschäft geschenkt. Aber so leicht war Marie nicht zu erringen. „Nur über meinen Vater geht der Weg zu mir“, hatte sie auf

seine Anträge erwidert, und o Entsetzen, dieser Vater war — Gerichtsvollzieher. Aber bald sagte sich Max, er studirte mit Eifer die gegen ihn vorliegenden Klageschriften — ein Gerichtsvollzieher G. war nicht darunter. Gott sei Dank! Der Mann kannte ihn also nicht, und so trat Max denn eines Tages in das Privat-Bureau des Herrn G. ein. „Mein Name ist Max R.“, mit diesen Worten fährt er sich bei dem Gerichtsvollzieher ein, der gerade in einem Stoß Alten blättert. G. blickt zu dem jungen Mann mit strenger Beamtenmiene auf und sagt: „Ich habe da heute wieder Sie eine Vollstreckungsurkunde über 200 Mark erhalten.“ „Da sparen Sie sich nur die Mühe,“ sagte der junge Mann, bei welchem sich plötzlich der Trost des hart verfolgten Schuldners regte, mit einem spöttischen Lächeln, „bei mir ist es doch fruchtlos.“ „So, fruchtlos?“ sagte in gedehntem Tone der Beamte, „dann bitte, lassen Sie nur gleich ihre Uhr und Kette hier.“ „Meine Uhr?“ stammelte Max. Daran hatte er nicht gedacht. Er glaubte sich ja auf der Braut-fahrt, und da dürfte er die Paradedecke doch nicht zu Hause lassen. Hier war aber weiter nichts zu machen, als Folge zu leisten, und wie betäubt stand Max neben seiner abgehaltenen Uhr und dem Gerichtsvoll-zieher, der emsig an dem Protokoll schrieb. Er ist eben fertig geworden, da öffnet sich die Thür und herein schwebt Marie. „Ach Herr R.“, sagt sie voll freudigen Schreckens, um sich dann schnell wieder zu entfernen. „Kennen Sie denn meine Tochter?“ fragt Herr G. Max, der bei Marie's Erscheinen erst wieder zu sich gekommen, entgegnete mit schmerzlichem Lächeln: „Um ihretwillen kam ich ja nur her.“ „So sind Sie also der junge Mann, von dem meine Tochter mir so viel erzählt und auf dessen Kommen sie mich vorbereitet?“ Max nickte stumm. Der Alte kratzte sich hinter den Ohren. Sein Blick fiel bald auf die Uhr, bald auf das Protokoll. „Die Uhr muß ich behalten“, sagte er schließlich, „meine Tochter will ich Ihnen geben, in meinem schweren Verufe lerne ich ja so viele kennen, die ihre Selbstständigkeit eingebüßt und doch das Herz auf der rechten Stelle haben. Ich hoffe doch, daß auch Sie zu denen gehören. Damit reichte er dem jungen Manne die Hand, die dieser innig bewegt drückte. Als am letzten Sonntag die offizielle Verlobung stattfand, da trat Marie auf ihren Max zu: „Ein Pfand der Liebe“, flüsterte sie mit schelmischem Lächeln. Dabei drückte sie ihm etwas in die Hand: es war seine Uhr und Kette, welche Marie mit ihren Ersparnissen bei dem Vater eingelöst hatte.

Ein räthselhaftes Wesen.

Sie ist nicht Fräulein, ist nicht Frau,
Ist weder dumm, noch merklich schlau;
Hat einen Kopf, doch keinen Sinn,
Hat eine Stirn, jedoch kein Rinn,
Auch keine Wang', kein Ohr, kein Haar,
Hat nicht einmal ein Augenpaar;
Hat keine Nas' und keinen Mund,
Doch Zähne, scharf und feingekümd;
Auch einen Arm, stark wie ein Mann,
Doch weder Hand, noch Finger dran;
Dagegen hat sie manchen Fuß,
Der Beine sie entbehren muß.
Sie hat ein Herz, doch liebt sie nicht,
Deshalb ihr nie das Herze bricht,
Das nimmer warm im Busen schlägt,
Weil nämlich sie's im Kopfe trägt.
Mit Feder'n geht sie vielfach um,
Doch ist zum Schreiben sie zu dumm.
Ein schmales Schißen ihr gehört,
Doch niemals sie darinnen führt,
nen Klemmer trägt sie jeder Friß,
Obgleich sie ohne Nase ist;
Auch eine Brille dann und wann,
Und dennoch sie nicht sehen kann;
Cylinder gar zum Ueberfluß,
Nicht auf dem Kopf, doch unter'm Fuß!
Tritt man die träge Dame: hei!
Dann rührt sie sich und brummt dabei.
So lange sie getreten wird,
Schafft fleißig sie und unbeirrt:
Küßt man einmal das Treten sein,
Sofort stellt sie die Arbeit ein.
Doch wenn man sie zu lange quält
Und ihr die Nahrung vorenhält,
Dann hebt, bis man den Durs ihr stillt,
Sie an zu schreien laut und wild.
Dabei ist sie beschreiben sehr
Und ihre Kost durchaus nicht schwer;
Bon wen'gen Tropfen wird sie satt,
Und wenn man sie gesättigt hat,
Erfüllt sie trenlich ihre Pflicht,
Doch ungetreten thut sie's nicht.
Will schließlich sie 'mal gar nicht mehr,
Dann scheidt man sie zum Rep'rateur.
Was sie am sonderbarsten macht,
Das ist — nun, Leser, habe Acht —
Daß manche Mutter sie besüßt
Und, ohne daß es sie erhitzt,
An ihrem Leibe alle trägt.
Um den ein Feder'n Band sich legt.
Allüberall ist sie zu Gast,
So in der Hüt', wie im Palais;
Dald dient der Frau sie, bald dem Mann,
Und jeder sieht sie freundlich an;
Nur ein gewisser Fabrikant
Scheidt sie am liebsten aus dem Land.
Run rathe, wenn du'n Schlaupf bist,
Wer dieses schmu'r'ge Wesen ist!

Leset und urtheilet selbst. Mäusen St. Nicolaus
Bez. Zwidau. Seit Jahren brauche ich Knochener R. Brandt's
Schweizerpflaster gegen Hartleibigkeit mit bestem Erfolg und kann
dieselben ähnlich Leidenden bestens empfehlen. Friedrich Rudolph,
Gutsauszügler. Daß diese Unterschrift von Rudolph eigenhändig